

Volker Gottowik, Holger Jebens,
Editha Platte (Hg.)

Zwischen Aneignung und Verfremdung

Ethnologische Gratwanderungen



Zwischen Aneignung und Verfremdung

Volker Gottowik, Dr. phil. habil., ist Ethnologe und Privatdozent an der Universität Frankfurt am Main. PD Dr. *Holger Jebens* und *Editha Platte*, Dr. phil., sind wissenschaftliche Mitarbeiter am Frobenius-Institut für Ethnologie in Frankfurt am Main.

Volker Gottowik, Holger Jebens, Editha Platte (Hrsg.)

Zwischen Aneignung und Verfremdung

Ethnologische Gratwanderungen

Festschrift für Karl-Heinz Kohl

Campus Verlag
Frankfurt/New York

© Campus Verlag GmbH

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet unter <http://dnb.d-nb.de> abrufbar.

ISBN 978-3-593-38873-1

Das Werk einschließlich aller seiner Teile ist urheberrechtlich geschützt. Jede Verwertung ist ohne Zustimmung des Verlags unzulässig. Das gilt insbesondere für Vervielfältigungen, Übersetzungen, Mikroverfilmungen und die Einspeicherung und Verarbeitung in elektronischen Systemen.

Copyright © 2009 Campus Verlag GmbH, Frankfurt/Main

Umschlagmotiv: Karl-Heinz Kohl 1986 in der Bucht von Belogili. © Gerhardus Korohamar

Satz: Gabriele Hampel, Frobenius-Institut, Frankfurt/Main

Druck und Bindung: Druckhaus »Thomas Müntzer«, Bad Langensalza

Getruclt auf säurefreiem und chlorfrei gebleichtem Papier.

Printed in Germany

Besuchen Sie uns im Internet: www.campus.de

© Campus Verlag GmbH

Inhalt

Einleitung <i>Volker Gottonik, Holger Jebens, Editha Platte</i>	9
--	---

Geschichte

Relikte. Überlegungen zum Anachronismus <i>Klaus E. Müller</i>	21
Die Zeit ordnen. Das ptolomäische »Dekret von Canopus« (238 v. Chr.) und das Schaltjahr <i>Gereon Sievernich</i>	43
Landnahme, Menschennahme. John Locke und der transatlantische Sklavenhandel <i>Iris Därmann</i>	69
Gab es Kannibalismus? <i>Mark Münzgel</i>	83
Kulturelle Aneignung und kulturelle Überläufer. Transkulturalisation als Aneignungsstrategie am Beispiel der »weißen Indianer« <i>Marin Trenk</i>	99
»Drei Tropfen Blut«. Zur Bedeutung des Literaten Sadeq Hedayat für die ethnologische Forschung im Iran <i>Shahnaz Nadjmabadi</i>	115
Leo Frobenius in New York. Felsbilder im Museum of Modern Art <i>Richard Kuba</i>	139

Kultur, Theorie und Methode

<i>Sex Talks</i> oder der Untergang des Abendlandes <i>Susanne Schröter</i>	159
Kulturelle Sinnkonstruktion als Bastelei <i>Heike Kämpf</i>	181
Differenz und Relation. Vom Umgang mit Dissonanzen <i>Britta Duellke</i>	199
Glückliche Augenblicke und geglücktes Leben <i>Heidrun Friese</i>	215
Das gestohlene Ding. Und andere Geschichten, die davon handeln, wie sich Europäer ihre Gegenstände aneigneten <i>Editha Platte</i>	233
Die Osmose der Blicke. Zur Forschung in eigener Sache <i>Mamadou Diawara</i>	251
Rungholt – und kein Ende. Strategien der Ausschaltung von Außenseitern im akademischen Milieu: Eine Fallstudie <i>Hans Peter Duerr</i>	269

Religion

Reflexiver Eurozentrismus und Religionsgeschichte <i>Hans G. Kippenberg</i>	279
Was ist uns heute noch heilig? Zur Theoriegeschichte und aktuellen Situation <i>Hartmut Zinser</i>	295
Der Aberglaube als qualitative Wahrnehmung und das Problem seiner wissenschaftlichen Aneignung <i>Bernhard Streck</i>	309
Viele Wege führen in den Himmel. Ahne werden im interkulturellen Vergleich <i>Anette Rein</i>	329

Mobile Tempel. Zur religiösen Festkultur hindu-tamilischer Gemeinschaften in Deutschland <i>Brigitte Luchesi</i>	353
Lokale Moderne und religiöser Pluralismus in Papua-Neuguinea <i>Holger Jebens</i>	375

Ethnographie

Blutrote Hirse. Eine lokale Ursprungserzählung von der Insel Roti, Ostindonesien <i>James J. Fox</i>	401
Riten und Symbole des Sterbens in Zentralafrika <i>Josef Franz Thiel</i>	411
Anmerkungen zu mantischem und magischem Vertrauen in Hamar, Südäthiopien <i>Ivo Strecker</i>	423
Die Geschichte von Dukas Halsschmuck <i>Jean Lydall</i>	433
Die Glieder der Gesellschaft. Bruchstücke ritueller Obszönität aus dem Hausaland <i>Matthias Krings</i>	453
Der normierte Blick. Zur sozialen Wahrnehmung schwarzweißer Paarbeziehungen in Ghana <i>Volker Gottonik</i>	471
Die Globalisierung des Strandes. Das Beispiel Mauritius <i>Burkhard und Cornelia Schnepel</i>	489

Kunst, Medien, Fotografie

Ominöse Objekte. Fundsachen in der Kunstwelt <i>Fritz W. Kramer</i>	513
Interkultureller Austausch und Selbstkritik der Kunst <i>Stephanie Mairwald</i>	523

Neue Bilder im Orientalismus-Diskurs <i>Susanne Lanwerd</i>	535
Geisterfotografie. Bruchstücke einer interkulturellen Mediengeschichte der Fotografie <i>Heike Behrend</i>	547
Der rechte Fuß des Marabuts. Aura des Heiligen und Authentizität der Simulakra <i>Thomas Reinhardt</i>	563
Ground Zero drei Jahre danach: Über die Schwierigkeit, in Amerika zu trauern <i>Cora Bender</i>	583
Einer fehlt immer. Portraits aus Santa Maria Tzejá, Guatemala <i>Bärbel Högner</i>	601
Karl-Heinz Kohl: Fotografien aus den Jahren 1968 bis 2008	625
Schriftenverzeichnis Karl-Heinz Kohl	657

Einleitung

Volker Gottowik, Holger Jebens, Editha Platte

Ein Buch von Albert Schweitzer war es, das Karl-Heinz Kohl mit der Welt außerhalb Europas in Berührung brachte. Das Geschenk des Vaters, einem Bäckermeister und Nudelfabrikanten aus dem mittelfränkischen Fürth, animierte den damals Achtjährigen, den Berufswunsch »Dschungelforscher« zu äußern. Dieser Wunsch sollte sich später tatsächlich erfüllen. Als Religionswissenschaftler und Ethnologe wurde die Beschäftigung mit dem »Dschungel« zum zentralen Gegenstand seines wissenschaftlichen Arbeitens – sofern dieser für die Dialektik zwischen dem Eigenen und dem Fremden steht.

Wie produktiv sich die Auseinandersetzung mit diesem Gegenstand entwickelte, zeigt sich neben den zahlreichen Publikationen von Karl-Heinz Kohl vor allem in seiner Doppelfunktion an der Goethe-Universität in Frankfurt am Main, wo er seit vielen Jahren als Professor für Kultur- und Völkerkunde sowie als Direktor des Frobenius-Instituts tätig ist. In Zeiten permanenter Mittelkürzungen ist es ihm am Institut für Historische Ethnologie nicht nur gelungen, alle vier Professuren, die in den letzten Jahren neu besetzt werden mußten, zu erhalten, sondern sogar noch eine weitere Professur im Rahmen des 2007 eingerichteten Exzellenzclusters »Herausbildung normativer Ordnungen« hinzuzugewinnen. Darüber hinaus konnten neue Vorlesungs- und Vortragsreihen eingerichtet werden, bestehende Publikationsreihen wurden fortgeführt, neue ins Leben gerufen, die Arbeit an den zahlreichen Institutsarchiven intensiviert und neue Forschungsinhalte entwickelt. Auch wurden durch die Vergabe eines Forschungsförderungspreises, durch die Schaffung neuer Mitarbeiterstellen und die Angliederung zahlreicher Projekte Nachwuchswissenschaftler stärker in Forschung und Lehre eingebunden.

Karl-Heinz Kohl begann sein Studium in Erlangen (1968–1970), setzte es jedoch bald in Berlin fort. Dort blieb er, unterbrochen von Feldforschungen und Vertretungsprofessuren, die nächsten 18 Jahre, und man kann sicherlich behaupten, dass ihn der Reiz dieser Metropole bis heute nicht mehr losgelassen hat. In Berlin absolvierte Kohl alle jene *rites de passage*, die Akademiker auf sich zu nehmen haben: Abschluß des Magisterstudiums 1975 mit der Arbeit »Exotik als Beruf« (1979 erschienen), Promotion 1980 auf der Grundlage der Dissertation »Entzauberter Blick« (1981 erschienen), schließlich die Habilita-

tion 1986 und zahlreiche weitere Schriften, von denen einige in »Abwehr und Verlangen« (1987 erschienen) zusammengefaßt sind.

Die bereits in Erlangen gewählte Fächerkombination (Religionswissenschaft, Ethnologie, Philosophie und Geschichte) behielt Karl-Heinz Kohl auch während seiner Studienzeit in Berlin bei. Mit der Publikation seiner Abschlußarbeiten gelang es ihm, eine wissenschaftliche Reputation zu begründen, die über die eigene Universität hinausreichte. Als Kohl mit erst 36 Jahren – und damit noch vor seiner Habilitation – im Wintersemester 1984/85 die Vertretung der Professur für Ethnologie von Ernst W. Müller in Mainz übernahm, war es wohl auch sein interdisziplinärer Forschungsansatz, der die dortigen Kollegen davon überzeugt hatte, den Nachwuchswissenschaftler aus Berlin zu holen. Schließlich wurde Karl-Heinz Kohl 1988 auf seine erste ordentliche Professur berufen, und zwar auf die Professur für Allgemeine Ethnologie am Institut für Ethnologie und Afrika-Studien der Johannes Gutenberg-Universität in Mainz.

In die 1980er Jahre und damit in die Zeit seiner Mainzer Lehrverpflichtungen fallen auch Karl-Heinz Kohls wichtigste Forschungsaufenthalte in Indonesien. Bereits 1975 hatte er eine zweimonatige Reise nach Mittel Flores unternommen. Diese Reise wurde durch ein Stipendium ermöglicht, das von einer entwicklungspolitischen Stiftung ausgeschrieben worden war, um junge Hochschulabsolventen an Projekte der Entwicklungszusammenarbeit heranzuführen. Wie Kohl in »Der Tod der Reisjungfrau« (1998) freimütig bekennt, wäre er seinerzeit lieber nach Neuguinea gefahren. Doch auch auf Flores entwickelte er rasch Forschungsinteressen, so dass es ihn noch mehrfach auf diese indonesische Insel zog. Acht Jahre nach dem ersten Aufenthalt auf Flores – er hatte sich zwischenzeitlich promoviert – kehrte er zurück, um einen passenden Ort für einen längeren Forschungsaufenthalt zu finden. Schließlich war es 1986 so weit: Gemeinsam mit seiner Frau, der Ethnologin Marita Kohl-Leitges, und den beiden Söhnen Jona und Gereon, damals zehn und sechs Jahre alt, reiste er erneut nach Flores, um sich in Belogili niederzulassen und dort eine insgesamt zwölfmonatige Feldforschung zu absolvieren – weitere Aufenthalte sollten folgen.

Kurz nach seiner Rückkehr aus Indonesien wurde Karl-Heinz Kohl – wie bereits erwähnt – als Nachfolger von Ernst W. Müller auf die Professur für Ethnologie in Mainz berufen. Dort blieb er von 1987 bis 1996 und hinterließ bei den Studierenden einen nachhaltigen Eindruck, da er als »junger Typ« neue Themen einbrachte, die er in anregenden und häufig interdisziplinär angelegten Seminaren vermittelte. Die Erweiterung des wissenschaftlichen Horizontes über Instituts- und Fachgrenzen hinweg wurde auch durch die Organisation zahlreicher Symposien (Religionsethnologie, 1989), Konferenzen

(Anthropology and the question of the other, 1995), Tagungen (Deutsche Gesellschaft für Völkerkunde, 1997, European Association of Social Anthropologists, 1998) und Vortragsreihen (Gestalter und Gestalten, 2004, The end of anthropology?, 2008) vorangetrieben.

Im Jahre 1996 wurde Karl-Heinz Kohl auf die Professor für Kultur- und Völkerkunde am Institut für Historische Ethnologie der Johann Wolfgang Goethe-Universität berufen und gleichzeitig zum Direktor des ebenfalls in Frankfurt am Main ansässigen Frobenius-Instituts ernannt. Bis beide Positionen in Personalunion besetzt werden konnten, war einige Zeit vergangen. Das Frobenius-Institut hatte in den vorangegangenen Jahren seinen regionalen Schwerpunkt auf Afrika gelegt, und die Mitarbeiter beobachteten aufmerksam den Neankömmling mit seinen regional vielseitigen Interessen. Auch kam mit Kohl ein Wissenschaftler nach Frankfurt, der Ethnologie als Teil einer allgemeinen Kulturwissenschaft betreiben wollte, ohne fremde Kulturen historisieren, exotisieren oder auf eine andere Weise ausgrenzen zu wollen.

Im Rückblick auf die Entwicklung des Faches in den 1960er und 1970er Jahren spricht Karl-Heinz Kohl von einer »Rebellion gegen die Väter«, und er fährt fort:

Allerdings führte das aus dieser Phase resultierende starke theoretische Interesse zur Entdeckung eines neuen Gegenstandsbereiches ethnologischer Forschung: nämlich dem ihrer eigenen Geschichte, die man nun vor allem unter dem Gesichtspunkt der Dialektik von Fremd- und Selbsterfahrung zu betrachten begann. In diesem Bereich würde ich einen der wirklich genuinen Beiträge der neueren deutschen Ethnologie sehen (Kohl 1989: 22–23).

Schon in »Exotik als Beruf« (1979) analysiert Karl-Heinz Kohl Texte von Malinowski, Evans-Pritchard und Lévi-Strauss, wobei er nach den ausgeblendet subjektiven Anteilen fragt und ihre, wie es in einer Besprechung von Ulrich Enderwitz heißt, zwischen »hingebungsvoller Identifizierung und zwanghafter Distanzierung changierende Ambivalenz« (1979:904) herausarbeitet. In »Entzauberter Blick« (1981) greift Kohl noch weiter zurück und behandelt die Vorgeschichte der Ethnologie, vor allem im Frankreich des 17. und 18. Jahrhunderts, sowie die Entstehung, Verbreitung und Auswirkung des Bildes vom »Guten Wilden«. Wenige Jahre später erschien unter dem Titel »Abwehr und Verlangen« (1987) eine Sammlung von zwischen 1979 und 1985 verfaßten Aufsätzen, die Kohl in seinem Vorwort als »Vorarbeiten zu einer *Motingsgeschichte der Ethnologie* und des ethnographischen Blickes« bezeichnet (1987:4, Hervorhebung im Original) und in denen es, so Kohl weiter, anhand

von ikonologischen und begriffsgeschichtlichen Abhandlungen um die Frage geht,

in welcher Weise die Resultate der Beobachtung fremder Kulturen im allgemeinen Bewußtsein aufgenommen wurden und zur Herausbildung von Vorstellungsmustern führten, die mehr über die historische Entwicklung unserer eigenen Gesellschaft aussagen als über die Gesellschaften, deren Darstellung sie eigentlich hätten dienen sollen (1987:5).

In den Rezensionen von »Abwehr und Verlangen« wird von einer »Selbstentdeckung im Exotischen« (Dammann 1987) ebenso gesprochen wie davon, dass Kohl das Interesse seiner US-amerikanischen Fachkollegen am Schreiben von Ethnographien, an den historischen Rahmenbedingungen ethnologischer Theorienbildung und am kulturkritischen Potential des Faches vorweggenommen habe (Eidson 1988:221). Kohl sieht demgegenüber eher den Ende der 1970er Jahre in Berlin lehrenden Fritz Kramer in einer Vorreiterrolle, wenn er feststellt, dass in Deutschland erst die »postmoderne Debatte über die Probleme des ethnographischen Schreibens und der ethnologischen Repräsentation« viele der Einsichten durchsetzen sollte, die man zwar in den USA unabhängig von Kramer entwickelt hatte, »die im Kreis der Berliner Ethnologen in seinem Umfeld aber schon längst zu kulturellen Selbstverständlichkeiten geworden waren« (Kohl 2001:19–20).

Kritische Selbstreflexivität bedeutet für Kohl jedoch keineswegs, den Einfluß der eigenen Kultur zu überschätzen und ihr etwa im Kontext von Kolonialisierung und Missionierung zwangsläufig eine zerstörerische Wirkung zuzuschreiben. So hat er seit Mitte der 1980er Jahre in zahlreichen Beiträgen zur Religionsethnologie Ostindonesiens auf die »Wandlungs-« und »Widerstandsfähigkeit« traditioneller Glaubensvorstellungen hingewiesen und betont, dass sie unter »dem oberflächlichen Firnis der Verwestlichung und Christianisierung« weiter fortbestehen (1998:280). Statt in die alte Klage der Ethnologie über den bevorstehenden Verlust ihres Gegenstandes einzustimmen, kommt es daher laut Kohl darauf an, »diesen Gegenstand unter seinen historisch sich wandelnden Formen immer wieder von neuem zu entdecken« (1998:17).

Neben seinen Forschungen zur eigenen Fachgeschichte und seinen eher ethnographisch ausgerichteten Arbeiten beschäftigt sich Kohl seit einigen Jahren zunehmend mit materieller Kultur, genauer, mit der von exotischen Objekten ausgehenden Faszination. Im Zentrum seines bislang letzten Buches, »Die Macht der Dinge« (2003), stehen die Genese des Begriffs »Fetisch«, der Prozeß der Entstehung von Sakralgegenständen und die in jüngster Zeit wieder stärker in die Diskussion geratene Institution des Museums, das Kohl – sicher nicht unbeeinflußt von Klaus Heinrich als einem seiner akademischen

Lehrer – als »Kulthöhle« beziehungsweise als einen Ort interpretiert, an dem die Gesellschaft sich selbst anbetet.

Außerhalb Europas verbindet sich die Faszination des Exotischen freilich oft mit Objekten westlicher Provenienz. Die entsprechenden Schiffs- oder Flugzeugladungen finden sich bereits im Namen der sogenannten »Cargo-Kulte«: religiös begründete soziale Bewegungen aus Melanesien, die wiederum lange Zeit die Phantasie der Ethnologen beflügelt haben. Kohl erinnert sich, zu Beginn seines Studiums in Berlin durch ein von Brigitte Luchesi und Hans Kippenberg zu diesem Thema angebotenes Seminar »verführt« worden zu sein (2001:13) und gut 25 Jahre später sollte ein von ihm geleitetes Forschungsprojekt den Versuch unternehmen, Cargo-Kulte als indigene Form der Verarbeitung von kultureller Fremderfahrung zu interpretieren (Jebens u. Kohl 1999).

Zum wissenschaftlichen Werk von Karl-Heinz Kohl gehören nicht nur seine zahlreichen Aufsätze und seine zum Teil von renommierten Verlagen neu oder mehrfach aufgelegten Monographien, ist er doch auch Herausgeber der Zeitschrift »Paideuma« und der Reihe »Religionsethnologische Studien des Frobenius-Instituts« sowie Mitherausgeber verschiedener Sammelbände, des Handbuchs religionswissenschaftlicher Grundbegriffe und der »Studien zur Kulturkunde«.

Gleichzeitig hat Kohl es stets verstanden, auch eine außerwissenschaftliche Öffentlichkeit anzusprechen, und zwar mit der Publikation von Artikeln und Buchbesprechungen im Feuilleton, als Verfasser von Radiofeatures, mit in Funk und Fernsehen übertragenen Interviews und durch die Konzeption vielbeachteter Ausstellungen.

Die erste von ihnen, 1982 unter dem Titel »Mythen der neuen Welt« in Berlin gezeigt, behandelte »die Geschichte der Entdeckung Amerikas zugleich als eine Geschichte der Selbstentdeckung Europas« (Kohl 1982:13) und demonstrierte, wie die Neue Welt als Projektionsfläche für Paradiesvorstellungen und zur Artikulation von Religions- und Zivilisationskritik verwendet wurde – ein Ansatz der durchaus Schule machen sollte, wenn man zum Beispiel an die vom Institut für Auslandsbeziehungen und vom Württembergischen Kunstverein verantwortete Schau »Exotische Welten – Europäische Phantasien« denkt, die 1987 in Stuttgart zu sehen war.

Gegen Ende seiner Zeit als Professor in Mainz und damit noch vor der jüngst für verschiedene Disziplinen konstatierten »Hinwendung zum Objekt« konzipierte Kohl zusammen mit Studierenden die 1996 in Mainz präsentierte Ausstellung »Das exotische Ding«. Ihr lag die Idee zugrunde, alphabetisch geordnete Begriffe jeweils durch Gegenstände aus der Ethnographischen

Sammlung des Mainzer Instituts für Ethnologie und Afrika-Studien zu illustrieren.

Bei »New Heimat« schließlich, aus einer Kooperation zwischen dem Frankfurter Kunstverein und dem Frobenius-Institut hervorgegangen und 2001 in Frankfurt am Main auf dem Römerberg eröffnet, ging es darum, alltägliche oder religiös konnotierte Objekte außereuropäischer Provenienz durch eine Konfrontation mit Werken zeitgenössischer Kunst zum Sprechen zu bringen (Kohl und Schafhausen 2001:5); vor allem der Ansatz, kulturelle Aneignungsprozesse in ihrer Eigensinnigkeit zu dokumentieren, hat spätere Entwicklungen vorweg genommen, wie ein Blick auf die 2002 von Okwui Enwezor kuratierte *documenta 11* verdeutlicht.

Peter Probst zählt in einer Rezension Karl-Heinz Kohl »zu den bekanntesten deutschen Ethnologen und, nicht zuletzt in der Folge dessen, zu den gefragtesten Gesprächspartnern für all diejenigen, die die Ethnologie noch als Stimme vernehmen, die zu hören sich lohnt« (2005:355). Auch aufgrund seiner bereits eingangs genannten Doppelfunktion in Frankfurt am Main nimmt Karl-Heinz Kohl zweifellos eine hervorgehobene Position innerhalb des Faches ein. Er ist Vorsitzender der Deutschen Gesellschaft für Völkerkunde, Mitglied der Geisteswissenschaftlichen Klasse der Berlin-Brandenburgischen Akademie der Wissenschaften, der deutsch-französischen Expertengruppe »Indigene« des Auswärtigen Amtes und des Fachbereichsrates des Fachbereichs »Philosophie und Geschichtswissenschaften« der Frankfurter Goethe-Universität, dem er zwischen 2003 und 2005 als Dekan vorstand. Von 2001 bis 2002 war er als Theodor Heuss-Professor an der New School for Social Research (New York) tätig, und 1995 wurde er zusammen mit Julia Kristeva und Ernst Tugendhat mit dem Preis der Dr. Margit Egner-Stiftung (Zürich) ausgezeichnet.

Kohls Wort hat Gewicht, auch wenn es um die Begutachtung von Anträgen zur Forschungsförderung geht. So bekleidete er zwischen 1992 und 1996 das Amt des Vorsitzenden im Fachausschuß »Völkerkunde« der Deutschen Forschungsgemeinschaft, und er gehörte dem Berater- und Gutachterausschuß zum Schwerpunktprogramm »Das Eigene und das Fremde« der Volkswagenstiftung an.

Wollte man Kohl mit einem der Begriffe belegen, die in der Ethnologie beziehungsweise in der Ethnographie Melanesiens zur Beschreibung fremdkultureller Phänomene entwickelt wurden, dann böte sich zweifellos der des Big Man an: Ein Big Man ist bekanntlich ein Mann, der seine gesellschaftliche Stellung nicht qua Geburt, sondern zum einen aufgrund seiner persönlichen Eigenschaften wie Fleiß, rasche Auffassungsgabe und rhetorische Fähigkeiten und zum anderen aufgrund der Tatsache erwirbt, dass es ihm gelingt, sich

zum Beispiel im Rahmen von Schweineschlachtfesten durch umfangreiche Gaben hervorzutun. Dieselbe Großzügigkeit zeichnet auch Karl-Heinz Kohl aus, wobei sie sich bei ihm in der Unterstützung äußert, die er im Laufe seiner Karriere vielen Studierenden und Nachwuchswissenschaftlern hat zuteil werden lassen.

In Vorgesprächen zu dieser Einleitung, vor allem jedoch bei der Durchsicht der Fotografien für den Bildteil wurde noch eine weitere Eigenschaft von Karl-Heinz Kohl deutlich: seine langjährige Verbundenheit mit zahlreichen Kollegen und Mitarbeitern. Viele der Personen, die Heinz Arnold Muszinski sorgfältig im Fotoarchiv des Mainzer Instituts dokumentiert hat, sind bis heute immer wieder Gäste am Frankfurter Institut, und andere Kontakte lassen sich bis ins Institut für Religionswissenschaften in Berlin zurückverfolgen. Die angesprochene Verbundenheit kam auch vielen Studierenden und Mitarbeitern von Karl-Heinz Kohl zugute, die über lange Jahre hinweg auf Instituts- und Projektstellen mit ihm zusammenarbeiten konnten. Darin ist sicherlich auch ein Grund dafür zu sehen, dass es ein Leichtes war, Mitautoren für diese Festschrift zu gewinnen.

Bei diesen Mitautoren handelt es sich zumeist um langjährige Kollegen, Freunde und Schüler des Jubilars, die als Ethnologen, Religionswissenschaftler, Philosophen und Historiker dem Band einen interdisziplinären Charakter verleihen. Dabei fällt auf, dass die ethnographischen Fallbeispiele, die herangezogen werden, zwar einen gewissen Schwerpunkt in Afrika aufweisen, gleichwohl allen fünf Kontinenten entnommen sind. Das ist sicherlich kein Zufall. Die Zusammensetzung der Beiträge verweist auf persönliche Kontakte und wissenschaftliche Interessen, die sich auch auf Seiten des Jubilars keine Grenzen auferlegen – weder in geographischer noch in fachwissenschaftlicher Hinsicht.

Bei der Zusammenstellung der Beiträge hatten wir zunächst an ein Ordnungsprinzip gedacht, dass von Karl-Heinz Kohl im Rahmen einer Ausstellung einmal selbst aufgegriffen worden war: das ABC (1996). Es hätte den Vorteil gehabt, die Willkürlichkeit hervorzuheben, die jeder von außen auferlegten Ordnung notwendigerweise innewohnt. Die zugleich eingehandelte Unübersichtlichkeit hat uns jedoch dazu bewogen, die Beiträge in Themengruppen zu unterteilen, die sich auf »Geschichte«, »Kultur, Theorie und Methode«, »Religion«, »Ethnographie« und »Kunst, Medien, Fotografie« beziehen. Die Beiträge decken eine beachtliche Spannweite an Themen und Fragestellungen ab, auf die im Rahmen einer Einleitung nicht näher eingegangen werden kann. Wir laden statt dessen alle Leser dazu ein, in diesem Band auf literarische Entdeckungsreise zu gehen.

In gewisser Weise unternehmen zahlreiche Beiträge das, was wir im Titel dieser Festschrift als »ethnologische Gratwanderungen« bezeichnet haben: Sie bewegen sich auf dem schmalen Grat zwischen Aneignung und Verfremdung. Diesen schmalen Grat zu beschreiten kennzeichnet unserem Verständnis zufolge die Aufgabe der Ethnologie. Sie besteht darin, das Fremde in den Kategorien des Eigenen zu beschreiben, sich zugleich aber auch darüber im klaren zu sein, dass eine solche kulturelle Übersetzung sich zwangsläufig vom Quelltext entfernt. Mit anderen Worten: Aneignung und Verfremdung gehen in der Ethnologie stets zusammen.

Es ist dies auch die Stelle, an der wir uns bei allen Beteiligten bedanken möchten. Zunächst danken wir den Mitautoren, deren Bereitschaft, einen Beitrag für diese Festschrift zu schreiben, uns sehr gefreut, aber auch vor ein Problem gestellt hat: Die Vielzahl der angebotenen Texte machte eine Auswahl notwendig, die uns nicht immer leicht gefallen ist. Darüber hinaus danken wir allen, die auf die eine oder andere Weise zur Entstehung dieser Festschrift beigetragen haben: Anna-Maria Brandstetter, Hans Peter Duerr, Gabriele Hampel, Astrid Hünlich, Marina Kampka, Holger Kirscht, Marita Kohl-Leitges, Matthias Krings, Heinz Arnold Muszinski, Shahnaz Nadjmabadi, Ulla Paul, Peter Steigerwald und Hartmut Zinser. Besonderer Dank gilt Bärbel Högner für die Gestaltung des Bildteils, der Frobenius-Gesellschaft für finanzielle Unterstützung und Tanja Hommen vom Campus Verlag für Verbindlichkeit und Geduld.

Literaturverzeichnis

- Dammann, Rüdiger (1987), »Selbstentdeckung im Exotischen. Sehnsüchte, Ängste und Phantasien, oft gezielt geschürt, prägen den Umgang mit fremden Menschen und Kulturen«, in: *Die Zeit* 50, S. 24–25 (4.12.1987).
- Eidson, John B. (1988), Buchbesprechung »Karl-Heinz Kohl: Abwehr und Verlangen. New York 1987«, in: *American Anthropologist* 90, S. 221–222.
- Enderwitz, Ulrich (1979), Buchbesprechung »Karl-Heinz Kohl: Exotik als Beruf. Wiesbaden 1979«, in: *Das Argument* 118, S. 904–905.
- Jebens, Holger u. Kohl, Karl-Heinz (1999), »Konstruktionen von »Cargo«. Zur Dialektik von Fremd- und Selbstwahrnehmung in der Interpretation melanesischer Kultbewegungen«, in: *Anthropos* 94:3–20.
- Kohl, Karl-Heinz (1979), *Exotik als Beruf. Zum Begriff der ethnographischen Erfahrung bei B. Malinowski, E. E. Evans-Prichard und C. Lévi-Strauss* (Studien und Materialien der anthropologischen Forschung IV.1), Wiesbaden: B. Heymann.
- (1981), *Entzauberter Blick. Das Bild vom Guten Wilden und die Erfahrung der Zivilisation*, Berlin: Medusa Verlag.

-
- (1982), »Einleitung«, in: *Mythen der Neuen Welt. Zur Entdeckungsgeschichte Lateinamerikas*, hg. v. Karl-Heinz Kohl, Berlin: Frölich & Kaufmann, S. 13–21.
 - (1987), *Abwehr und Verlangen. Zur Geschichte der Ethnologie*. Frankfurt am Main/New York: Edition Qumran im Campus Verlag.
 - (1989), »Das Interesse nimmt zu, die Zeit nimmt ab«, in: *Trickster* 17, S. 19–26.
 - (1996), »Geordnete Fremde. Die Ethnographische Sammlung des Mainzer Instituts für Ethnologie und Afrika-Studien«, in: *Das exotische Ding. Geschichten einer Sammlung*, hg. v. Karl-Heinz Kohl. Wiesbaden: Gegendruck.
 - (1998), *Der Tod der Reisjungfrau. Mythen, Kulte und Allianzen in einer ostindonesischen Lokalkultur* (Religionsethnologische Studien des Frobenius-Instituts Frankfurt am Main 1), Stuttgart/Berlin/Köln: Kohlhammer Verlag.
 - (2001), »Geschichte und Emanzipation«. Reminiszenzen an Elba und Berlin«, in: *Geist, Bild und Narr. Zu einer Ethnologie kultureller Konversion. Festschrift für Fritz Kramer*, hg. v. Heike Behrend, Berlin: Philo-Verlag, S. 12–20.
- Kohl, Karl-Heinz u. Schafhausen, Nicholas (2001), »Vorwort«, in: *New Heimat*, hg. v. Karl-Heinz Kohl u. Nicolaus Schafhausen, New York: Lukas & Sternberg, S. 4–5.

Geschichte

Relikte. Überlegungen zum Anachronismus

Klaus E. Müller

Denn leicht gilt den Menschen das Alte für ehrwürdig, eben weil's alt ist, und lässt eines fürs andere gelten. Ist aber doch manches Mal ein Fallstrick mit des Alten Ehrwürdigkeit, wenn's nämlich einfach bloß überständig ist in der Zeit und verrottet – dann tut's nur ehrwürdig, ist aber in Wahrheit ein Greuel vor Gott und ein Unflat.

Thomas Mann: *Joseph und seine Brüder*. Bd. III:
*Joseph in Ägypten*¹

Noch bis vor wenigen Jahrzehnten besaßen alle Personenkraftwagen Trittbretter zum Einsteigen. Da sie auf gleicher Höhe mit dem Fußboden des Wageninneren lagen, kam ihnen keinerlei praktische Funktion zu. Beim Einparken wie im Verkehr erwiesen sie sich eher als hinderlich, und ästhetisch standen sie der zunehmenden Tendenz zur Stromlinie im Wege. Daher wurden sie dann auch – wie analog der »Winker« – fast von heute auf morgen aufgegeben, ohne dass jemand so recht Notiz davon nahm. Es handelte sich um anachronistische Bauelemente, die sich »überholt« hatten. Gleichwohl waren sie kulturhistorisch von Bedeutung: Sie stellten ein *Relikt* der vorausgehenden Kutsche dar, die ihrerseits auf Planwagen und Sänften mit fahrbarem Untersatz zurückgingen, bei denen beiden sie noch die konkrete Funktion einer Treppe erfüllten.

Allgemein finden sich Menschen (und Gesellschaften) nur widerstrebend zu Veränderungen bereit, weil das gewöhnlich weiterreichende Konsequenzen – im Gebrauch, in den Verhaltenskonventionen, im Denken, im Recht und so weiter – mit sich bringt. Doch lassen sich derartige Vorbehalte leichter überwinden, wenn man zwischen Altem und Neuem Bindeglieder, die an beidem teilhaben und den Übergang gleitend gestalten, also gewissermaßen »Trittbretter« einbaut, die den Kontinuitätsbruch »überbrücken«.

¹ Frankfurt am Main: Fischer Taschenbuch Verlag (122004:32). – Die Idee zu der Thematik verdanke ich Jan Assmann, der einmal gesprächsweise vorschlug, sich eingehender – im Rahmen einer Tagung oder besser noch einer interdisziplinären Forschergruppe – mit Problemen des Anachronismus zu beschäftigen. Doch blieb es (bislang) bei der Anregung.

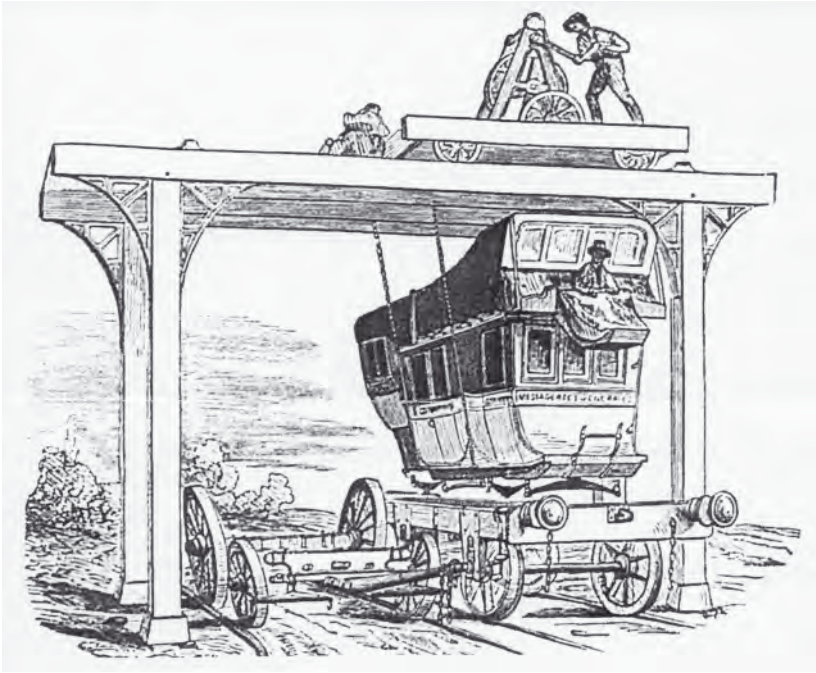


Abb.: In der Frühzeit der Eisenbahnen wurden die Kabinen der Postkutschen zuweilen auf ein Eisenbahnchassis umgesetzt. Holzstich, 1844

(Quelle: Frankfurt am Main, Deutsches Postmuseum)

Neues erwächst immer – wenn auch stimuliert durch exogene Impulse – aus Altem, das heißt konkret nach den Vorgaben und im Rahmen überkommener Konventionen, sei es durch formale Modifizierung, eine Verschiebung in Gebrauch und Funktion, durch Umdeutung oder Anpassung. Anders bliebe es unverständlich und würde zu Störungen mit unter Umständen erheblichem desintegrativem Sprengpotential führen – wie im Fall gewaltsam induzierter Innovationen. Doch besteht je nach Art des betroffenen Kulturgutbereichs ein Unterschied in der Aufnahme- und Akzeptanzbereitschaft. Der Übergang von Schneidwerkzeugen aus Stein oder Muschelschalen zu Messern mit metallener Klinge, vom Steingut zur Keramik, von Grabstock und Kniestielhacke zum Krümpelflug oder von Schleife und Schlitten zum Wagen vollzog sich rasch und ohne auf schwer überwindliche Widerstände zu stoßen, während sich im Brauchtum, den sozialen Institutionen, der Etikette, in Moral, Magie, Ritual, Kult und Glauben vergleichsweise nur wenig bewegt und sich die alten Formen teils über Jahrhunderte hin erhalten. Im ersteren Fall waren Nutzen und Vorteile

der Neuerung unmittelbar erfahrbar und einsichtig – *ohne* dass der Wandel zum Beispiel das gängige Reziprozitätsreglement, das Geschlechterverhältnis, die Verwandtschaftsstruktur oder den Seelen- und Totenglauben berührte; im letzteren dagegen hätte er das *Kerngerüst des Begründungs- und Erhaltungssystems* der Gesellschaft erschüttert und damit zu Irritationen, Desorientierung, Sittenverfall und Konflikten, unter Umständen zum Untergang der Gruppe führen können.

Die Folge war, dass die Entwicklung innerhalb einer jeden Gesellschaft *ungleich beschleunigt*, scheinbar zeitlich »phasenverschoben«, »ataktisch« oder »dyschron« verlief, wie Wilhelm E. Mühlmann (1904–1988) das Phänomen im Anschluss an den amerikanischen Soziologen William F. Ogburn (1886–1959) beschrieb², der im Rahmen seiner Studien zum sozialen Wandel von *cultural lag* (kulturellem »Zurückbleiben«) gesprochen hatte (Ogburn 1922). Es entstand, wie man auch sagen könnte, eine *anachronistische Gefällestruktur*.

Das lässt sich paradigmatisch am Beispiel prämoderner »frühagrarischer« Dorfgesellschaften³ beobachten, die aufgrund ihrer weitgehenden Autarkie und Autonomie, das heißt ihrer über Generationen hin annähernd gleichbleibenden Erfahrung, ein hohes Maß an Integration, Geschlossenheit, Traditions- und Wertetreue sowie, in der Folge davon, ein *ausgeprägtes Identitätsbewusstsein* besaßen und sich insofern hartnäckig *innovationsresistent* verhielten.⁴ Es herrschte die Auffassung, dass allein die seit alters vermeintlich unangetastet überkommene, offenbar optimal bewährte Ordnung das Dasein sicher verbürge. Nichts durfte sich daher verändern.⁵ In derartigen »Folk-Gesellschaften«, wie Robert Redfield (1897–1958) sie nannte (Redfield 1967:77), »dringen Familienvorstände, Älteste

2 Mühlmann (1968:224; vgl. 1955:283–284).

3 Darunter verstehe ich Gruppen beziehungsweise Kulturen, die sonst in der Ethnologie unscharf als »Pflanzer« (bzw. »Pflanzerkulturen«, engl. *horticultural societies*) bezeichnet werden, weil sie, im Gegensatz zu den – hochkulturellen (in meiner Terminologie »hochagrarischen«) – »Bauern« den Boden mit Grabstock, Spaten und Hacke, nicht aber dem Pflug bearbeiten und statt einer intensiven (mit Bewässerung, Mistdüngung, Großviehhaltung, Egge, Dreschschlitten und anderen Zugeräten) noch eine extensive Landwirtschaft betreiben.

4 Ihnen würden in modernen Gesellschaften die älteren Generationen, Heimatvereine oder religiöse Minderheiten entsprechen.

5 Im alten, so genannten »archaischen« Griechenland lautete der Begriff dafür – hier insbesondere in Bezug auf die Stadtstaaten (die *poleis*), die oftmals kaum mehr Einwohner als ein Dorf auf dem Land besaßen – *nomos*, »Herkommen«, »Sitte«, »Brauchtum«, »Gesetz«. Entsprechend bezeichneten die Ableitungen *eunomia* die »gute«, *dysnomia* die »schlechte Ordnung«, *anomia* den »Sittenverfall«, die »Gesetzlosigkeit«, das »Chaos«. Platon (427–347 v. Chr.), der den Standpunkt sein Leben lang beharrlich vertrat, berief sich dabei in den *Nomoi* (656 D–E) auf die Ägypter, bei denen es bis auf den heutigen Tag »weder den Malern noch anderen, die Gestaltungen herstellen, gestattet sei, »Neuerungen zu treffen oder anderes als das von den Vätern Überkommene auszusinnen, weder darin noch in irgend etwas zur Tonkunst Gehörigem«.

und Oberhäupter der Dörfer mit Nachdruck auf die Wahrung der Traditionen. Sie sind fest überzeugt, dass Achtlosigkeit gegenüber dem von den Ahnen überkommenen Brauchtum (*custom*) die Stabilität und Wohlfahrt der Gruppen zu Fall bringen würde« (Schram 1954:80). Daher war, so auch das Urteil Richard Thurnwalds (1869–1954), »keine Gemeinschaft«, solange sie jedenfalls nichts dazu nötigte, »an einem Wandel interessiert, der nur mit Schwierigkeiten verbunden ist« (Thurnwald 1966:377). Der gestrenge Traditionalismus sicherte die »Außenwelt-Stabilisierung« (Gehlen 1964:54–59), das heißt garantierte verlässliche Orientierung und die Vorhersehbarkeit des Empfindens, Handelns und Denkens der anderen (Cancik 2001:247). Er entlastete, indem er allen, so Martin Heidegger, »die eigene Führung, das Fragen und Wählen abnahm« (Heidegger 1993:21). Er war, so der französische Paläontologe, Archäologe und Ethnologe André Leroi-Gourhan (1911–1986), »für die menschliche Art biologisch ebenso unerlässlich, wie es die genetische Konditionierung für die Insektengesellschaften ist. [...] Routine steht für das Kapital, das für ein Überleben der Gruppe erforderlich ist« (Leroi-Gourhan 1980:286).

Selbst benachbarte Dorfgemeinschaften wahrten tunlichst Distanz zueinander. Nach der Optik des Nostrozentrismus hätte man sich bei Kontakten »herabgelassen«, in jedem Fall eine Kontaminierung riskiert. Was Gott geschieden hatte, sollte der Mensch nicht verbinden – getreu dem allgültigen *Distinktionsprinzip*, Zugehöriges nicht mit Unzugehörigem, Verträgliches nicht mit Unverträglichem in Berührung zu bringen. Wie Hirtennomaden die Vermengung von Milch mit Agrarprodukten mieden, glaubten Bauern im Westsudan, dass es ihre Ernten ruiniere, wenn Rinderdung von Nomaden auf ihre Felder fiel (Forde und Scott 1946:197–198). Vollends Intimverkehr zwischen Angehörigen alloethnischer Abkunft hatte Schwerst-, Miß- oder Totgeburten zur Folge (Müller 1996a:43–44). Überlebte ein Kind, wurde es nach der Geburt getötet. Fremde Geräte, Speisen und Brauchtümer waren gemeinhin tabuisiert (Horton 1967:176) – und so weiter mehr. Im Grunde entsprach das der gesellschaftlichen Transposition der Immunabwehr des Organismus, der, sobald er die Moleküle körperfremder Viren, Bakterien, Pilze und Parasiten erkannt und identifiziert hat, mit entsprechenden Gegenwehr- und Abtötungsmaßnahmen reagiert.

Traten – vor allem einschneidende – Veränderungen auf, wurden sie in der Regel als Straftakte der Ahnen und Götter für schwerwiegende Verfehlungen einzelner oder mehrerer Gruppenangehöriger begriffen. Die Abweichung musste durch Sühnung oder Restituierung zunichte, beziehungsweise rückgängig gemacht, in Fällen, in denen sie sich gleichwohl als nützlich erwies, *integriert*, das heißt zum *ursprünglichen Eigengut* deklariert werden, das man auf Umwegen lediglich wiedererlangt hatte. Das nahm ihm seine bedrohlichen Eigenschaften

und verlieh ihm allmählich die erforderliche Zugehörigkeitsqualität (Liebeck 1928:86). Psychologische Versuche bestätigten, dass Menschen auf neue Reize stark, mit jeder Wiederholung jedoch zunehmend schwächer und schließlich gar nicht mehr reagieren – sie haben sich an das *Novum* gewöhnt, es ist ihnen *vertraut* geworden (Seyfarth und Chenney 1993:90–91). Nach einem Mythos der Assiniboin wurde das Pferd, das die Indianer der Great Plains erst um die Wende vom 17. zum 18. Jahrhundert kennenlernten, »tatsächlich« bereits zusammen mit ihrem Stammvater (und ersten Menschen überhaupt) erschaffen, befand sich also *von Anbeginn an* in ihrem Besitz (Lowie 1917:164–165). Einen analogen Anspruch erhoben auch die Sotho in Südafrika (Wilson 1979:63). Laut Überlieferung der Kágaba in Kolumbien waren es *ihre* Altvorderen, die als erste die Kunst der Metallverarbeitung beherrschten; sie dankten sie einem ihrer Kulturstifterheroen. Den dauerte indes die schweißtreibende Mühsal, die sich damit verband, und überdies vernachlässigten die Indianer diesenthalben ihre religiösen Pflichten. Daher übergab er die Technik den Franzosen und Briten, *jüngeren Brüdern* der Kágaba, die daher »heute in der Tat im Ausland die Messer machen«. ⁶ An Fremdgut fand eben, wie der österreichische Missionar Anton Lukesch das auch für die Kayapó im Nordosten Brasiliens bestätigt, Aufnahme allein, »was in das mythische Konzept der Indianer passte [...] Die Bezugnahme auf die Urzeit« macht erst »die Annahme von neuen Ideen« möglich, »ohne dass dadurch die Geschlossenheit und Harmonie ihres Weltbildes wesentlich gestört« wurde (Lukesch 1969:18).

In Fällen jedoch, in denen Kulturen aneinandergerieten, zwischen denen selbst ein anachronistisches Dissonanzverhältnis bestand, das heißt die sich formal unterschieden und deren eine der anderen zudem noch machtmäßig weit überlegen war, wie das seit Entstehen der Archaischen Hochkulturen immer wieder und immer häufiger geschah, *kam* es zu störenden, teils gewaltsamen und *nicht* integrierbaren Neuerungen mit entsprechend desintegrativen Konsequenzen, die, wo die Kraft dazu noch nicht vollends gebrochen war, zu *nativistischen* »Heilserwartungsbewegungen« führten. Gewöhnlich bildete sich der Konflikt im Generationenverhältnis ab. Nach wie vor sah man das Verhängnis in einem schweren Verschulden begründet. Nur richtete sich der Verdacht jetzt wider die Jüngeren, die Innovationen gegenüber aufgeschlossener waren und in deren sichtlicher Überlegenheit man eine zukunftssträchtige Chance sah, während die Senioren sie nur als verwerfliche Aberration von der Schöpfungsordnung und den Geboten der Vorfahren auffassen konnten und daher in ihren Wende- und Heilserwartungsutopien auch auf die *Wiederkehr der Ahnen* und eine *totale Reversion* des Geschehenen setzten.

⁶ Preuß (1936:120; Hervorhebung von mir, KEM).

Klagen über die Verderbtheit der Jugend lassen sich seit Beginn des Schriftgebrauchs belegen und ziehen sich bis zum heutigen Tag gleich dem berühmten »roten Faden« durch die Geschichte aller vom »*clash of civilizations*« besonders massiv betroffenen Kulturen. »Wenige Kinder nur«, sang schon Homer in der *Odyssee* (II 277–278), »sind gleich den Vätern an Tugend, schlechter als sie die meisten, und nur sehr wenige besser«. Später stimmten, unter vielen anderen, auch Platon und Augustinus in den Chor der Besorgnisträger ein.⁷ »Wir haben keinen Einfluss mehr auf sie«, beklagten sich Mundurukú im Nordosten Brasiliens bei den amerikanischen Ethnologen Robert und Yolanda Murphy, »junge Leute machen heutzutage, was sie wollen. Sie achten weder die Alten noch die Gebote der Sittlichkeit«. Es begänne damit, dass sie sich nicht mehr tatauierten, und ende in allgemeiner Gleichgültigkeit (gewissermaßen einer »Null-Bock-Mentalität«), Arbeitsunlust und laxer Sexualmoral.⁸ Nicht von ungefähr zielen die Anwürfe meist auf neuere Errungenschaften der Technik und Zivilisation. »In früheren Tagen«, versicherten Muria Gond im zentralindischen Bastar Verrier Elwin, »als es noch keine Straßen und Autos gab, waren die Muria ehrlich, aufrichtig und tugendhaft.«⁹

Die Klagen sind so alt wie der Widerspruch zwischen Innovationsabwehr und -akzeptanz (bzw. gelungener Integration). Da keine Gesellschaft alles erfunden haben kann, was sie besitzt, muss jede Kultur, wie die Mondoberfläche, *de facto* von den Spuren zahlloser Fremdeinschläge gleichsam zerfurcht sein. Alfred Louis Kroeber (1876–1960) hat das einmal sehr anschaulich am Beispiel der amerikanischen »Zivilisation« verdeutlicht:

Wir sprechen eine germanische, in England unter Aufnahme eines starken lateinischen Anteils ausgebildete Sprache, besitzen eine palästinensische Religion, essen Brot von Pflanzen und Fleisch von Tieren, die vermutlich zuerst im Nahen Osten, teils im tropischen Amerika kultiviert beziehungsweise domestiziert wurden, trinken Kaffee aus Äthiopien und Tee aus China, schreiben und lesen Buchstaben, die in Phönizien entwickelt, in Griechenland ergänzt, in Rom in ihre heutige Form gebracht und in Deutschland erstmals gedruckt wurden – und so fort. Es besteht kein Grund zu der Annahme, dass irgendeine lebende Kultur eine weniger verwickelte, hybride Zusammensetzung besitzt« (Kroeber 1943:113).

Die gleichwohl für frühagrarische Dorfgesellschaften typische Behauptung, dass sich seit den Tagen der Kulturstifterheroen nichts Wesentliches geändert habe, ist eine pure, aber notwendige *Fiktion* (oder ein Ideal), eine Konsequenz des Kontinuitätspostulats, das eine unabdingliche Stütze der Identitätsideologie

7 Hesiod (*Werke und Tage*, insbes. 176–201), Platon (*Politeia* 562E–563B), Augustinus (*Confessiones* V 8), vgl. Preller (1852:35, 43–44), Beck (1904: 155), Müller (1996:70–71).

8 Murphy und Murphy (1974:53), zu gleichlautenden Klagen vgl. Müller (2004:54, Anm 1).

9 Elwin (1947:368), vgl. Müller (2003b:265–266 und die zusätzlichen Belege dazu in Anm. 39, S. 285).

bildet. Zwar ist das Gros des Kulturbestandes einer Gesellschaft tatsächlich »alt« – oder doch jedenfalls älter als alles, was während der gegenwärtigen und auch ihrer Vorgängergeneration an Neuem hinzukam –, setzt sich faktisch jedoch aus diversen und zu verschiedenen Zeiten erfolgten, das heißt gestuft anachronistischen »Einträgen« zusammen. Daraus folgt, dass die einzelnen Elemente, fossiliengleich, unterschiedlichen Straten eingelagert sind. Und darin bestand schon seit der Antike eine Herausforderung für die – historisch orientierten – Kulturwissenschaften.

Die mehr zur Illustration beliebig zusammengestellten Beispiele Kroebers ließen sich durch andere, analytisch und qualitativ signifikantere ergänzen; ich werde im Folgenden einige nennen. Kroeber übergang, was seit der Eroberung Amerikas an älterem Erbgut bereits *ausgeschieden* war. Beides, Zugewinn wie Verdrängung, steht jedoch in einem komplementären Zusammenhang. Leichter aufgegeben werden zumeist Besitztümer und Traditionen des *ergonomischen* Repertoires: Geräte, Gebrauchsgüter und Techniken, die sich neueren gegenüber als weniger handlich, tauglich und ineffizienter erwiesen haben, wie zum Beispiel Steinäxte gegenüber metallenen, Scheiben- gegenüber Speichenrädern und Kerzen gegenüber Glühbirnen, während dem bloßen Tagwerk *vorgeordnete*, »abgehobener« Elemente, die *allgemeinere*, etwa legitimierende, normierende, sakrale und Repräsentationsfunktionen erfüllen, länger erhalten bleiben. In diesem letzteren Sinne wären vor allem zu nennen:

1. *Mündliche Überlieferungen und Brauchtümer von (vermeintlich) höchster Anciennität*, wie Mythen und Legenden, die bezeugen, dass sich der eigene Siedlungsbereich im Zentrum der Erde befindet (deren Mittelpunkt die Agora des je eigenen Dorfes entspricht) und der erste Mensch der Urahn des eigenen Ethnos war, der eben hier erschaffen wurde, der Erde entstieg oder sich an einem Seil aus dem Himmel herabließ und später, samt seinen Nachgeborenen, von den Kulturstifterheroen in allem zu einem verträglichen Zusammenleben und zum Nahrungserwerb Notwendigen unterwiesen wurde. In anderen Fällen berichten *Sagen*, dass sich der Urahn der Gruppe samt seinen Angehörigen nach längerer Wanderung als erster im heutigen Siedlungsraum niederließ und das Land in Kultur nahm – alles Testate dafür, dass seine Nachfahren einen legitimen Anspruch darauf besitzen. Ihre seit alters überkommene Lebensordnung ist durch die Setzung der Kulturstifterheroen und das Beispiel der Ahnen geheiligt und insofern *unantastbar*. Bei Uneinigkeit – oder auf Nachfragen der Ethnologen – entscheidet der Verweis auf die Ur- und Gründerzeit: »Die Vorfahren haben es so eingerichtet« (Malinowski 1929:154). Analog »ersetzte« auch bei den Römern noch in den letzten

beiden Jahrhunderten der Republik die Berufung auf den *mos maiorum* »jede andere Begründung«.¹⁰

2. *Kommunale Kulte*, deren Funktion ist, die Erinnerung an die sakramentalen Ersteinsetzungsakte der Kulturstifter- oder Gründerheroen durch ihre alljährliche und (vermeintlich) unveränderte Reinszenierung wach- und damit zugleich das tragende Kerngerüst der Überlieferung stabil zu erhalten. Gängige Instrumentarien und Ausdrucksmittel bilden einmal das Festbrauchtum generell sowie speziell:

► Die *liturgischen Texte*, wie Mythen, Begleitformeln zu den einzelnen Handlungsabschnitten, Hymnen, Preislieder, Segnungen und so weiter.

► Die *Kult- und Zeremonialsprachen*, die entweder in einem archaischen Duktus der noch gesprochenen oder in älteren, teils fremden und außer Gebrauch gekommenen Sprachen gehalten sind, beziehungsweise waren – und zwar ebenso in prämodernen Dorf¹¹ wie in alten und neuzeitlichen Hochkulturen. Beispiele in der letzteren Hinsicht bilden unter anderem das Sumerische bei den Babyloniern, das Vedische bei den Indern, das Hebräische in den jüdischen Diasporagemeinden, das Altsyrische bei den orientalischen, das Altslawische bei den orthodoxen Christen und das Latein der katholischen Messliturgie, dem *Missale Romanum* (bis vor kurzem jedenfalls). Jede Veränderung der heiligen Texte hätte ihre magische Wirkkraft beeinträchtigt (Kirchgässner 1959: 255). Das sah man auch in der Antike noch so. Weil »die Form der Zwiesprache mit den Göttern die ursprünglichste und älteste« ist, erläuterte so zum Beispiel der syrische Neuplatoniker Iamblichos von Chalkis (ca. 250-325 n. Chr.), »halten wir an dem Gesetz ihrer Überlieferung unerschütterlich fest, da diese Form den Göttern eignet und ihnen angepasst ist« (*De mysteriis Aegyptiorum* VII 4–5).

► Die *Trachten*. Praktisch in allen Kulturen pflegt man zu feierlichen, festlichen und kultischen Anlässen – bei Hochzeiten, Eröffnungs-, Weihe- und Abschlusszeremonien, Amtseinführungen, Jubiläen, Beisetzungen usw. – ältere traditionelle, im profanen Leben bereits außer Gebrauch gekommene, beziehungsweise durch die europäische Kleidung verdrängte Trachtformen zu tragen. Besonders gilt diese Regel für sazerdotale Funktionsträger, Gearchen (»Erdherren«), Priester, Angehörige von Geheimbünden und religiösen Orden, Ethnarchen, oft auch Würdenträger generell.

► Die *Geräte und Paraphernalien*. Ebenso finden bei zeremoniellen Anlässen, Festlichkeiten und im Kult bevorzugt ältere Gebrauchsgüter – Messer,

10 Martin (1997:18), vgl. Cicero: *De natura deorum* III 6: »Maioribus autem nostris etiam nulla ratione reddita credere.«

11 Vgl. z. B. Jampol'skij (1971:75–76), Lukesch (1969:206).

Töpfe, Trinkgefäße, Feuerzeuge, Musikinstrumente und so weiter – Verwendung. Bei der rituellen Eröffnung der Feldbausaison bediente man sich zum Beispiel alter, phallomorph gestalteter Grabstöcke oder Ahnenpfähle (Müller 1973–74:73); Beschneidungen, das Durchtrennen der Nabelschnur und Töten der Opfertiere durften nicht mit Metall-, sondern mussten mit Stein- beziehungsweise Bambusmessern durchgeführt werden.¹² Während der Kultfeiern und Feste aß man aus altertümlichen, sonst nicht mehr gebräuchlichen Stein-, Holz- und Tonschalen und trank aus Hörnern und Kalebassen.

► Die *Speisen*. Bis in die neueste Zeit war (bzw. ist noch) allgemein üblich, zu bestimmten sakralen Anlässen und bedeutenderen religiösen Festen nur ältere, früher einmal übliche oder auch aus ehemals hauptsächlich genutzten Feldfrüchten – in Afrika und Indien zum Beispiel aus kleinkörnigen Hirsen, in Europa aus Bucheckern, Buchweizen und Hülsenfrüchten – hergestellte Brei- und Eintopfgerichte sowie Backwaren zu genießen.

3. *Habitus und Verhalten der zentralen Autoritätsträger*, das heißt der Geronten generell, speziell derer der genealogisch ältesten, der »Gründersippe« (der Patriarchen der »alten Familien« oder »Aristokraten«) und ihres Oberhauptes, des Gearchen, ferner der übrigen Familien- und Sippenoberhäupter und gegebenenfalls des Ethnarchen. Da sie aufgrund ihres Alters und Status den Ahnen am nächsten standen, fühlten sie sich deren Erbe besonders verpflichtet und autorisiert, auf Erden ihre Normenkontrollfunktionen wahrzunehmen. Insofern hatten sie Anspruch auf höchsten Respekt und entsprechende Privilegien. Ihre Hütten bildeten den inneren Ring um die Agora, dem Ursprungspunkt und sakralen Kraftort der Gesellschaft; bei Versammlungen nahmen sie die Ehrenplätze ein und hatten als erste und letzte das Wort; bei Prozessionen schritten sie an der Spitze. Geronten und Oberhäupter, insbesondere Gearchen, gaben sich in Verhalten und Sprache streng traditionsbewusst, hielten auf Etikette und blieben am längsten der einheimischen Tracht treu. Unter ihrer Obhut befanden sich – im Männerhaus beziehungsweise in »Schatzkammern« der Residenzen – die Reliquien und wertvolle Antiquitäten der Gesellschaft: Knochen, Schädel, Trachtstücke und Gebrauchsgüter großer Ahnen, Kultgerätschaften, heilige Musikinstrumente und anderes mehr.¹³ Trugen sie öffentlich auf, trugen sie als Würdezeichen alte, längst außer Gebrauch gekommene Schmuckstücke, Kopftrachten und Waffen – wie

¹² Vgl. z. B. Jagor (1879:78), Hogbin (1970:138), Howell (1984:53, 193).

¹³ Vgl. zu derartigen Schatzkammern, »Schlossmuseen« oder »Raritätenkabinetten« in den Tempeln und Palästen Altmesopotamiens, in denen sich teils bis zu knapp zweitausend Jahre alte Stücke befanden, Renger (1996:40), Edzard (2004:136–137).